

FRIEDRICH WILHELM GRAF

Die Steuerungskraft von Wissenschaftsethik

THESE: Die moralische Sensibilität im Wissenschaftssystem ist fortwährend bedroht. Dies zwingt zu verstärkter Reflexion auf die Frage, wie sich Charakterbildung fördern und stärken lässt.

»Wir haben es mit dem allgemeinen Problem zu tun, dass eine akademische Ausbildung keinesfalls zugleich eine Charakterbildung impliziert«, hat Gernot Böhme in seiner jüngst erschienenen *Ethik leiblicher Existenz* konstatiert. In der Tat haben der schnelle Umbau des Wissenschaftssystems und speziell die Dauerreform der deutschen Universitäten viele nicht intendierte moralische Folgeprobleme erzeugt. In der »unternehmerischen Universität« scheint es für *Charakterbildung* weder Zeit noch Raum zu geben. Auch lassen sich im zeitgenössischen Wissenschaftsbetrieb mancherlei Korruptionsphänomene beobachten. Dies mag es nahelegen, nun in die üblichen Klagelieder über das traurige Ende jener Humboldt'schen Bildungsanstalt einzustimmen, in der rein der Sache hingeebene Gelehrte sich in Einsamkeit und Freiheit zur »autonomen Persönlichkeit« bildeten, verantwortungsbewusst, charakterstark und hoch moralisch gesinnt. Aber statt selbstmitleidigen Jammern über das Ende der alten (zumeist nur mythisch verklärten) heilen Gelehrtenwelt ist rationale Analyse von »Wissenschaft als Großbetrieb« (Adolf von Harnack) geboten. Die exzessiv beschleunigten Transformationsprozesse des Wissenschaftssystems bringen hohe moralrelevante Folgekosten mit sich. Die Versuche, diese Folgekosten durch eine verstärkte Institutionalisierung von Wissenschaftsethik zu verhindern, lassen nur wenig Vertrautheit mit dem Eigensinn von Moral und der Steuerungskraft von Ethik erkennen.

Peter Weingart hat in seinem Beitrag kurz die Ambivalenzen des »New Public Management« skizziert, die mit dem Umbau der staatlichen Universitäten in relativ autonom agierende *entrepreneurial universities* oder auch *enterprise universities* einhergehen. Gefordert wird nun ein entschieden unternehmerisches Selbstverständnis und Handeln, und deshalb wandern in den Reformdiskurs zunehmend Metaphern und Begriffe ein, die den Sprachen des Marktes, der Managementlehren und des modernen Marketing entstammen. Forschungsverbände müssen jetzt ihre Alleinstellungsmerkmale betonen, und Herr Privatdozent Dr. Hinz und Frau Professor Dr. Kunz sind eifrig strebend bemüht, die Corporate Identity ihrer Universität zu fördern. Immer neu wird Transparenz gesichert, Rechenschaft abgelegt, das Prozessmanagement optimiert und der Output gesteigert. Die Umstellung von direkter staatlicher Abhängigkeit auf Zielvereinbarungen und das wachsende Gewicht drittmittelfinanzierter Projektforschung führen dazu, dass realitätstüchtige Selbstbilder des eigenen Tuns zunehmend von Phantasmen rein rationaler Steuerung der Wissensproduktion und effizienter Qualitätssicherung überlagert werden. In der unternehmerischen Universität herrscht Marktlogik, also harter Konkurrenzkampf nicht nur um knappe Drittmittelressourcen, sondern auch um Studierende, Doktoranden, öffentliche Aufmerksamkeit und internationale *visibility*. Vielfältige Verbühnungseffekte lassen sich beobachten: Der erfolgreiche, preisgekrönte Forscher wird von seiner Universität und allen möglichen anderen Akteuren, etwa den Wissenschaftsorganisationen, öffentlich als »Leuchtturm« inszeniert und ausgestellt, und die in bunten Hochglanzbroschüren verbreitete Werbung für die eigenen Forschungserfolge droht wichtiger als die zumeist sehr komplexen Prozesse und Ergebnisse der Forschung selbst zu werden.

Moderne drittmittelförderte Wissenschaft vollzieht sich als »Projekt«. »Projekt« – das ist, wörtlich genommen, das nach vorn Geworfene, Vorangetriebene. Um also ein »Projekt« zu etablieren, muss man erstens das Ziel kennen, zweitens Zukunft – der Inbe-

griff dessen, was man nicht wissen kann – erfolgreich antizipieren und vor allem drittens zwischen vorn und hinten unterscheiden können. Problemgeschichtliche oder diskurshistorische Studien zur Geschichte der Projekt-Metaphorik und speziell zur Einwanderung des Projekt-Begriffs in die Wissenschaftssprachen (und analog in die Sprachen des modernen Kunstbetriebs) liegen noch nicht vor. Doch sei daran erinnert, dass in vielen Feldern des Lebens Projektmacherei früher als unseriös galt. Auch im zeitgenössischen Forschungsalltag kann der für ein Projekt zu schreibende Antrag mancher Elemente von Scharlatanerie nicht entbehren. Man braucht Geld, um zu erkunden, was weder man selbst noch die Gesellschaft schon ganz genau weiß. Also muss man Versprechungen machen, dass man im Falle der Förderung wohl dies und das wird endlich erkannt haben und dass das Ganze auch der Gesellschaft und überhaupt dem Menschen nutzt. Manche Antragsteller beherrschen die Kunst, sich selbst noch ungedeckte Erkenntnisschecks auszustellen, derart effizient, dass sie ihre artifiziellen Antragsprodukte schon bald für realepistemologisch gedeckt halten. Verstärkte Visibilitätskonkurrenz fördert ein Verhalten, das einst, jedenfalls in Adel und Bürgertum, nur als parvenühaft galt: Man muss mit seinen Taten protzen, sich selbst anpreisen und als Leistungsträger in Szene setzen. Deshalb motzt man seine Publikationslisten auf, feiert die eigene Internationalität und schreibt sich in eitler Hybris selbst Exzellenz zu. Zwischentöne sind Krampf im Ressourcenkampf. So setzt sich nahezu allerorten eine Rhetorik der Übertreibung und tendenziell wahnhaften Selbstüberschätzung durch. Was einst als tugendhaft und ehrsam galt, ist systemisch dysfunktional geworden: Bescheidenheit, Selbstbegrenzung, auch Höflichkeit und kollegiale Fairness. Auch drohen Skepsis und selbstkritische Reflexivität auf der Strecke zu bleiben. Denn Nachdenklichkeit braucht Zeit und Ruhe. In der neuen Unternehmensuniversität aber werden permanent Hektik und Zeitnot erzeugt. Der erfolgreiche Wissenschaftler bedarf nun eines eigenen Zeitmanagements, um dem allgegenwärtigen Termindruck gerecht werden zu können. Statt

langem Atem viele kurze Fristen. Kaum ist ein Antrag erfolgreich »durchgebracht« und endlich mit der Arbeit begonnen, muss schon ein Bericht für die erste Zwischenevaluation geschrieben werden. Das zwingt dazu, abermals zu übertreiben und ein wenig zu flunkern. Es lässt sich »im System« fortwährend eine Kultur des kalkulierten Kleinbetrugs beobachten. Der moderne Wissenschaftsbetrieb ähnelt bisweilen einer gigantischen Illusionsmaschinerie. Man mag ja anderen, etwa seinen Gutachtern, erfolgreich vorgaukeln, dass man besser, schneller, zielorientierter arbeitet als die Konkurrenten. Aber man sollte sich selbst davor schützen, die eigenen Übertreibungen für bare Wissensmünze zu halten.

Wie sehr neuer systemischer Druck die Selbstbilder und das Verhalten der in ihm agierenden Wissenschaftler verändert, zeigt sich an vielen Jüngeren. In den neuen Graduiertenkollegs und Graduate Schools ist neben hilfreichem Austausch oft auch brutale Konkurrenz institutionalisiert worden. Nicht selten hetzen Doktoranden und Diplomanden von einer Konferenz zur nächsten, um ihr Dissertationsprojekt vorzustellen, und sie publizieren schon vor dem Abschluss der Dissertation in einer Intensität, die noch vor zwanzig, dreißig Jahren unüblich war. Manche Doktoranden reichen mit ihrer Dissertation Publikationslisten mit einer höheren zweistelligen Zahl von Veröffentlichungen ein. Oft besteht ihre Doktorarbeit nur aus Textbausteinen, die alle in Vorformen bereits publiziert sind. Man kann dies als ein gutes Zeichen für die Wissenschaftsleidenschaft der Jüngeren würdigen. Doch man muss auch die Schattenseiten sehen: Oft werden Texte publiziert, die kein älterer, erfahrenerer Gelehrter kritisch gegengelesen hat. Aber auch bei den Älteren, bereits Erfolgreichen ändern sich, jedenfalls in den Geistes- und Sozialwissenschaften, Leseverhalten und Aufmerksamkeitsökonomie. Mein letztes Wochenende verbrachte ich mit der Lektüre literarischer Light-Produkte von Kollegen, die die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) als Gutachter schickt. Man muss sich ja auf »die Begehung« vorbereiten. Viel Neues gelernt habe ich an diesem Wochenende nicht. Denn wer aus systemi-

schen Gründen die Quantität seiner Publikationen steigern muss, kann wohl gar nicht anders, als *Copy-and-paste*-Collagen zu entwickeln: Man schreibt bei sich selbst ab oder montiert gleich Textbausteine.

In den letzten Jahren hat es weltweit zahlreiche Korruptionsfälle gegeben, mit erfundenen Laborergebnissen, getürkten Experimenten und massiven Plagiaten. Die deutschen Wissenschaftsorganisationen haben darauf, nach dem Vorbild der USA, mit Instrumenten reagiert, die alle Drittmittelnehmer an klare Regeln guter wissenschaftlicher Praxis binden sollen. Das Wissenschaftssystem nimmt damit nur an einer modernitätsspezifischen Entwicklung teil, die sich als Ethik-Boom bezeichnen lässt. Komplexe Wissens- oder Wissenschaftsgesellschaften sind durch immer neue »Möglichkeitsüberschüsse« (Niklas Luhmann) geprägt, die allein durch verstärkte Reflexivität bewältigt werden können: Je mehr der Mensch kann, desto mehr muss er sich selbst über sein Tun und Lassen Rechenschaft ablegen. Seit den 1970er Jahren sind deshalb weltweit sogenannte *applied ethics*, angewandte Ethik, mit zahlreichen Spezial- oder Bereichsethiken entstanden, von der Wirtschaftsethik über die Sportethik bis hin zur Medizinethik und besonders umkämpften Bioethik. In diesem Zusammenhang wurde auch eine eigene Wissenschaftsethik entworfen. Analog zur Wirtschaftsethik, die auf mehr oder minder deregulierten Märkten ein tugendhaftes Verhalten der Marktteilnehmer sicherstellen sollte, formulierte man für die Forscher der neuen Universität Leitbilder, Ethik-Codices und Grundsätze korrekten wissenschaftlichen Verhaltens. 1997 richtete die DFG eine hochrangig besetzte internationale Kommission ein, die Grundsätze zur »Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis« erarbeitete. Universitäten oder der einzelne Forscher bekommen Geld nur noch dann, wenn sie ausdrücklich diese vorgegebenen ethischen Standards akzeptieren und mit ihrer Unterschrift bekräftigen, dass sie sich an sie halten werden.

Dennoch ist Skepsis angesagt. Peter Weingart hat in seinem Beitrag »Humboldt im Ranking« (s. S. 249) die kontraproduktiven

Folgen eines Wissenschaftsbetriebs betont, der viele Akteure zu manipulativem Verhalten in falsch konstruierten Anreizsystemen, speziell in Evaluationsverfahren, nötigt und beispielsweise Publikationstonnage statt Qualität prämiert. Mit Ethik-Codices wird man etwa den Mitnahmeeffekten nicht begegnen können, die das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) und auch manche Stiftungen provozieren, indem sie von heute auf morgen Programme auflagen, die nur zur (Selbst-)Täuschung einladen, genau dies habe man jetzt erforschen wollen. Wer mehr wissenschaftliches Unternehmertum will, sollte mindestens die Krisen und Katastrophen von *business ethics* und allemal prekärer Markt-moral zur Kenntnis nehmen. Alle global tätigen Unternehmen, die in den letzten Jahren durch massive Korruptionsprobleme aufgefallen sind, hatten sich in den 1980er oder frühen 1990er Jahren wunderbare Richtlinien zur Unternehmensethik schreiben lassen. An Leitbildern und hochmoralischen *mission statements* herrschte weder bei Enron und Siemens noch bei diversen Banken Mangel. Aber offenkundig können solche Texte häufig – ich behaupte nicht: generell! – nur geringe oder gar keine Steuerungskraft entfalten. Sie sind zumeist mit moralisierendem Pathos geschrieben, das nur wenig Sensibilität für Widersprüche, Zwänge, systemischen Druck und auch jene elementare Selbstsucht erkennen lässt, die auf modernen Märkten als legitime Realisierung von *rational choice* und Gewinninteressen gilt. Nicht wenige Betroffene wussten auch ohne irgendwelche Ethik-Codices, dass das, was sie taten, moralisch umstritten, zweifelhaft, falsch war. Aber sie tun es, weil es viele andere genauso tun oder sie sich in der harten Konkurrenz mit anderen um des eigenen Überlebens willen dazu genötigt sehen. Wer moralsensibler agiert als andere, gilt schnell als widerlicher Moralist. *Publish or perish* – das mag auch als Mechanismus wirken, Halbseidenes oder Halbgares als methodisch gesicherte, solide Einsicht zu veröffentlichen. Und wer Drittmittelaufkommen zu einem Qualitätskriterium erklärt, lädt nur zum Betrugsverhalten ein, den heute hier abgelehnten Antrag nur minimal verändert morgen dort einzureichen.

Je mehr der Mensch kann, desto mehr kann er auch falsch machen. Komplexe Wissenschaftssysteme setzen Wissenschaftler voraus, die zugleich intellektuell differenzierungsfähig und moralisch sensibel sind, etwa mit Blick auf die möglichen nicht intendierten Folgen subjektiv gut gemeinten Handelns. Es ist kein humboldtianistischer Bildungsmythos oder kulturprotestantischer Persönlichkeitsglaube, wenn über das bloße spezialistische »Fachmenschentum« der Forschenden hinaus Verantwortungsbewusstsein oder Charakterbildung des individuellen Forschers eingeklagt wird. Stärkung moralisch sensibler Reflexivität, Selbstreflexion des Forschenden ist nur eine andere Formulierung für genau jene wissenschaftsinterne funktionale Differenzierungsleistung, die Peter Strohschneider auf die Formel gebracht hat, dass Wissenschaft und Universität immer mehr leisten müssen, als die Gesellschaft von ihnen verlangt – gerade damit sie die gesellschaftlich und politisch produzierten Funktionserwartungen erfüllen können. Die entscheidende Frage lautet aber, ob und inwieweit sich dieser spezifische Bildungsüberschuss im Wissenschaftssystem und hier gerade im Forschungsalltag selbst bilden und stärken lässt. Auch hier ist skeptische Selbstbegrenzung angesagt: Der verantwortungsfähige und -bereite Wissenschaftler wird auch, aber nicht allein, im Wissenschaftssystem »gebildet«.

In den Debatten über die Krisen der Universitäten oder den Umbau des Wissenschaftssystems werden nur selten die kulturellen Kontexte in den Blick genommen, von denen Wissenschaft auch in den Prozessen ihrer intendierten Selbststeuerung geprägt wird. »Das Wissenschaftssystem« bleibt auch unter den Bedingungen funktionaler Differenzierung relativ autonomer gesellschaftlicher Teilsysteme von kulturellen Voraussetzungen abhängig, die es selbst nicht hervorzubringen oder zu garantieren vermag. Man muss nur Erstsemester unterrichten, um zu sehen, dass ganz entscheidende Grundlagen für erfolgreiches Studieren und aktive Teilnahme am Forschungsprozess schon lange vor dem Eintritt in die Universität gelegt worden sind – oder eben leider nicht. Und auch

die moralische Sensibilität von Forschenden wird in Sozialisationsprozessen gefördert, die von der Wissenschaftsproduktion zumeist weit entfernt liegen. Gleich mehrere Autoren dieses Bandes benutzen den – ursprünglich aus der Ökonomie stammenden – Wertbegriff und klagen mehr ethische »Werte« und Normen ein. Aber sogenannte Werte ergeben sich nicht dadurch, dass man in Orientierungskrisen lautstark nach ihnen ruft. Moralische Sensibilität ist in modernen Gesellschaften eine knappe, fragile Ressource. Sie kann nur in Institutionen gebildet werden, die statt kurzfristiger Nutzenorientierung umfassendere Lebenshorizonte präsent halten und im sehr schwierigen Geschäft der Sinnbildung auf Nachhaltigkeit setzen. Deshalb muss man beispielsweise fragen, was es langfristig für eine Gesellschaft bedeutet, wenn ihre religiösen Akteure bei den Leuten an Vertrauen einbüßen. Es kann ja für andere kulturelle Sphären der Wissensproduktion (bzw. die Gesellschaft insgesamt) nicht gleichgültig sein, dass religiöse Institutionen wie die Kirchen allmählich erodieren, sie können dann nur noch eingeschränkt oder nicht mehr als Moralagenturen wirken, die ein Verantwortungsethos (mit)bilden und stärken.

Mehr intellektuelle Neugier muss deshalb in die Frage investiert werden, wie sich in einer von vielfältigen neuen Kontingenzrisiken geprägten Welt moralische Ressourcen erschließen lassen, derer freie, verantwortungsbereite Individuen zur Stärkung ihrer Selbstreflexivität bedürfen.

Moralische Sensibilität wird derzeit vor allem durch einen systemisch erzeugten Zynismus bedroht. Man kann in deutschen Universitäten sehr viele kluge Menschen treffen, die ihrem eifrigen Tun nicht mehr allzu viel Sinn abzugewinnen vermögen. Dies hat viel mit der Verwahrlosung von Gebäuden und der permanenten Überlastung in einem dramatisch unterfinanzierten Lehrbetrieb zu tun. Gerade junge Wissenschaftler sind in aller Regel bereit, sich für Forschung weit über die sonstigen Arbeitszeiten in der Gesellschaft hinaus zu engagieren. Aber sie werden entmutigt, wenn ihr harter Einsatz nicht zumindest symbolisch anerkannt wird.

In die »Exzellenzinitiative« für die deutsche Wissenschaft hat unsere Gesellschaft 1,9 Milliarden Euro investiert – in der Hoffnung, dass bessere Wissenschaft die Zukunftsfähigkeit des »Standortes Deutschland« sichert. Das ist die Hälfte des Geldes, das manche süddeutsche Landesbank an einem einzigen Wochenende abgeschrieben hat. Für die Exzellenzinitiative haben Tausende von jungen Wissenschaftlern im Lande Nächte durchgearbeitet und ihre Wochenenden geopfert. Und dann lesen sie, dass ein paar Staatsbankmanager zu dumm oder zu faul gewesen seien, um an einem Wochenende eine hohe Millionenüberweisung in ein bankrottetes Unternehmen zu stoppen. So erzeugt man bei klugen Jüngeren nur eines: Zynismus statt Zukunftsvertrauen oder Legitimitätsschwund statt Sinnkonsens. Und das ist für die Charakterbildung, wo auch immer sie fundiert sei, gewiss nicht gut. In genau dem Maße, in dem im Wissenschaftssystem kein Raum und keine Zeit für die Charakterbildung der Forschenden mehr bleiben, betreibt dieses System nur die Zerstörung seiner kulturellen Voraussetzungen. Das mag allzu alteuropäisch, humanitätsnostalgisch klingen. Aber von einem Theologen wird man kaum anderes erwarten dürfen.